

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESellschaft



10



Das Leben besteht nicht nur aus Technik, Politik und Betriebsklima. Die Werkzeitschrift möchte sich selbst mit dem heutigen Titelbild daran erinnern und allen Lesern einen sonnigen, schönen Sommer wünschen. Auch unmittelbar vor den Toren des Werkes, wie hier am Oberhausener Kaisergarten, hat die Natur nun ihr bestes Kleid angezogen. Das verlockt zu einem Sonntagmorgen-Spaziergang.

JAHRGANG 9 18. JUNI 1958

10

Gutes Geld — soziales Geld

+

Eine Billion —
eine Eins mit zwölf Nullen

+

Gichtgasleitung angeschlossen

+

Monatliche Lohnzahlung

+

Einlösung des Urlaubsschecks

+

Konstant unter 4 Prozent

+

Der Arbeiter früher und heute

+

Hier bin ich Mensch

+

Schalke stand Kopf

ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rheinland), Essener Straße 66 (Hauptverwaltung). ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Die Zustellung erfolgt kostenlos. — Herstellung: Vereinigte Verlagsanstalten, Oberhausen (Rhld.). Klischees: Vignold, Essen.

Gleichberechtigung und Hausarbeitstag

Ein Urteil, das seitdem den Conférenciers der bundesdeutschen Kabarettis zur Genüge Stoff geliefert hat, wurde kürzlich vom Arbeitsgericht Iserlohn gefällt. Wurde doch darin zum erstenmal in der Bundesrepublik einem Mann ein freier Hausarbeitstag zugesprochen. In seiner Begründung vertritt das Gericht die Ansicht, daß alleinstehende Männer, die eine eigene Wohnung und einen eigenen Haushalt ohne ausreichende Hilfe unterhalten müssen, hinter den berufstätigen Frauen in der Betreuung des Haushalts nicht zurückstehen dürften. Zwar sehe das Gesetz über den Hausarbeitstag für Nordrhein-Westfalen einen freien Tag nur für weibliche Arbeitnehmer mit eigenem Haushalt vor; da inzwischen jedoch der Grundsatz der juristischen Gleichberechtigung von Mann und Frau verwirklicht sei, trete auch auf diesem Gebiet der Mann in die Rechtsstellung der Frau ein. (Man muß zugute halten, daß das Gericht sich mit der Lage eines Arbeiters zu befassen hatte, der als Witwer in einer Drei-Zimmer-Wohnung lebt und seine körperbehinderte neunjährige Tochter betreuen muß. Der Mann muß alle häuslichen Arbeiten selbst verrichten; es liegt also eine Doppelbelastung durch Beruf und Haushalt vor.)

Nicht der Einzelfall, der letzten Endes ausschlaggebend war für den Spruch des Iserlohner Richters, soll uns hier interessieren, sondern viel wichtiger erscheint uns die Begründung des Urteils, wonach in Anbetracht der juristisch vollzogenen Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau „der Mann auch auf diesem Gebiet in die Rechtsstellung der Frau eintritt“. Demnach kann man hoffen, daß sich die Gleichberechtigung der Männer gegenüber den emanzipierten Frauen doch noch einmal durchsetzt.

Nun wissen wir, daß unsere Rechtsprechung keinem Präjudizien-Kult huldigt. Es wird casuistisch, d. h. von Fall zu Fall, entschieden. Trotzdem aber, so salomonisch das Iserlohner Urteil auch sein mag, bleibt zu erwarten, daß eines Tages „Junggesellen mit eigenem Haushalt“ versuchen werden, sich auf die Entscheidung des Iserlohner Arbeitsgerichts zu berufen. Wie ein Witzbold hinzufügte, wäre jedoch dann — trotz aller Gleichberechtigung! — ein Hausarbeitstag für den Mann zuwenig. Warum? „Na, ich brauche zum Beispiel zum Annähen von drei Knöpfen einen ganzen Vormittag. Und am Nachmittag bin ich beim Arzt. Zur Behandlung der vielen Löcher, die ich mir in den Daumen geiekt habe.“ — Gleichberechtigung hin, Gleichberechtigung her. Im Rundfunk konnte man in Anlehnung an das Iserlohner Urteil kürzlich hören, daß ein Humorist fragte, wann nun endlich das Müfferschutzgesetz für Männer Wirklichkeit werde?

Spaß beiseite! Nicht die Gleichberechtigung und nicht der Spruch des Arbeitsgerichtes Iserlohn sind es, die hier Gegenstand unserer Betrachtung sein sollen. Vielmehr geht es schlechthin um das Gesetz über den Hausarbeitstag. Tatsache ist, daß gegenwärtig rund 300 Prozesse bei den Arbeitsgerichten und Landesarbeitsgerichten in Nordrhein-Westfalen die Folge des Urteils des Bundesgerichtshofes über die Gewährung des Hausarbeitstages trotz der im Zuge der Arbeitszeitverkürzung erreichten 45-Stunden-Woche sind. Gerade das Hausarbeitstages-Gesetz hat, nicht zuletzt verursacht durch das Urteil des Bundesgerichtshofes, zu einer starken Unsicherheit in der Auslegung der Gesetzesbestimmungen geführt. Wir haben nie einen Hehl daraus gemacht, daß wir das Gesetz für unsinnig halten, da es in seiner gegenwärtigen Form geradezu zum Mißbrauch verleitet. Worauf es ankommt ist, daß endlich eine Regelung geschaffen wird, die ebenso den Erfordernissen des Wirtschaftslebens wie den echten sozialen Belangen Rechnung trägt.

Chronicus



Der erste Pfannenmann Ernst Neumeyer (links) nahm für die Verhütung eines Unfalles aus der Hand von Sicherheitsingenieur Hoppe (rechts) im Beisein von Betriebsassistent Bunte ein Bild entgegen.

Zur besseren und schnelleren Versorgung von Unfallverletzten und Erkrankten in den Betrieben hat das Werk einen mit allen notwendigen Einrichtungen versehenen Ambulanzwagen angeschafft.



Die Verkehrssicherheitswoche war der Anlaß dazu, daß die Polizei sich auch einmal in den Fahrradständern und auf den Parkplätzen des Werkes umsah. Das ist ab und zu notwendig, aber nicht, weil sie in böser Absicht Räder oder Kraftfahrzeuge sicherstellen will, sondern weil ihr die Sicherheit im Verkehr zu allererst am Herzen liegt. Es ist nämlich nicht immer damit getan, daß sich die Verkehrsteilnehmer ordnungsgemäß verhalten. Auf den guten Zustand der Fahrzeuge kommt es genauso gut an. Es wurden ja auch keine Anzeigen geschrieben. Nur da und dort mußte ein wenig Kritik geübt oder eine ernste Mahnung ausgesprochen werden. — Gleichzeitig erteilte die Polizei — wie unser Bild zeigt — den Lehrlingen und Boten im Turnsaal der Werksschule Verkehrsunterricht. Der Leiter der Oberhausener Verkehrspolizei, Polizeikommissar Ahnert, verstand es glänzend, den schwierigen „Lehrstoff“ darzubieten. Dabei kam der Humor nicht zu kurz. Außerdem sahen die Jungen und Mädchen zwei Verkehrserziehungsfilme. Sicherheitsingenieur Born vom Arbeitsschutzbüro sprach über Wegeunfälle und Verkehrsmittel. Der Leiter des Arbeitsschutzbüros, Sicherheitsingenieur Hoppe, forderte schließlich alle zu einem Verkehrs-Preiswettbewerb auf.

Unter dem Motto „Sicherheit für die Werkangehörigen“ stand auch die Erneuerung der Zebrastreifen über die Essener Straße vor Tor 4. Die alten Streifen waren schon ziemlich bröckelig geworden. Sie waren für die Fußgänger eher eine Unfallgefahr als daß sie als Sicherheitsstreifen gelten konnten.



Bei der augenblicklich geringeren Höhe der Rohstahlerzeugung ließ es sich ermöglichen, in beiden Siemens-Martin-Werken je einen Ofen zu Reparaturzwecken (unser Bild) abzusetzen. Das bestehende Mengenverhältnis zwischen SM- und Thomasstahl soll dabei durch verstärktes Duplizieren, d. h. durch verstärkten Einsatz von Thomasvormaterial in den SM-Öfen, aufrechterhalten bleiben. Alle Belegschaftsmitglieder aus dem Martinwerk, die wegen der Neuzustellung der Öfen und der damit verbundenen vorübergehenden Betriebseinschränkung innerbetrieblich umbesetzt werden mußten, wurden registriert, damit sie bei Wiederaufnahme der normalen Produktion an ihre alten Arbeitsplätze zurückgeführt werden können. — Im großen und ganzen ist es so, daß sich die etwa seit Mitte vorigen Jahres festzustellende rückläufige Tendenz der Absatzlage der eisenverarbeitenden Industrie während der letzten Wochen weiter verschärft hat. Zwar ist die Situation nicht bedrohlich, es läßt sich jedoch nicht übersehen, wie die Dinge sich weiter entwickeln werden. In diesem Zusammenhang ist es aus wirtschaftlichen und finanziellen Gründen erforderlich, die Höhe der Rohstahlproduktion der Auftragslage anzupassen. Dabei erscheint eine Einschränkung des Thomaswerkes als nicht zweckmäßig, da hierdurch das Absetzen eines großen Hochofens notwendig werden würde, was wiederum eine Reduzierung der Koksabnahme mit entsprechenden Rückwirkungen auf den Bergbau und Störungen in der Energieversorgung mit sich bringen würde. Außerdem wäre damit eine unerwünschte Aufstockung der Erzbestände verbunden, da die Erzliefverträge langfristig abgeschlossen werden müssen. Die Werksleitung hielt es daher für richtiger, die Verminderung der Rohstahlerzeugung durch Absetzen der beiden SM-Öfen zu erreichen.



Währungsreform von den drei Westmächten proklamiert

„Deutsche Mark“ ab Montag eingeführt

Löhne und Preise bleiben - Schuldenmoratorium bis 26. Juni - Kopfgeld 60 DM in zwei Raten - In Berlin noch alte Mark können blockiert - Abwertung, Lastenausgleich und Steuerreform kommen später - Ein- und Ausfuhr von Altgeld verboten

In der Nacht vom Sonntag auf Montag am 21. Juni haben die drei Westmächte Deutschland eine neue Währung, die heißt „Deutsche Mark“, gleichzeitig verkündet. Das alte Reichsmark wird ab Montag durch die neue Deutsche Mark ersetzt.

Das erste Gesetz zur Neuordnung des deutschen Geldwesens vom 20. Juni 1948, das die Währungsreform, den Lastenausgleich, die Abwertung und die Steuerreform regelt, ist am Montag in Kraft getreten. Die Währungsreform ist die wichtigste Maßnahme der Währungsreform.

Zusätzlich erhält jeder Einwohner der drei Westzonen einen Kopfgeld von 60 DM, der in zwei Raten von 30 DM am 21. Juni und 30 DM am 26. Juni ausbezahlt wird. Die Währungsreform ist die wichtigste Maßnahme der Währungsreform.

Einzelheiten der Maßnahmen

Die neue Währung, die Deutsche Mark, wird am Montag eingeführt. Die Währungsreform ist die wichtigste Maßnahme der Währungsreform. Die Währungsreform ist die wichtigste Maßnahme der Währungsreform.



Zehn Jahre Deutsche Mark

Gutes Geld -

soziales Geld

fab — Am 21. Juni wird die Deutsche Mark zehn Jahre alt. Erst oder schon zehn Jahre? Unabhängig von der Antwort auf diese Frage lebt der 21. Juni 1948 noch fest in unserer Erinnerung. Nicht als ein Tag der Freude, nicht als Geburtstag, sondern als Tag der Währungsreform.

Damals bestimmten die Alliierten unsere Geschicke, und ihre Gesetze Nr. 61, 62 und 63 waren die Grundlage für die Ersetzung der alten krank gewordenen Reichsmark. Der Währungsschnitt, d. h. die Abwertung, war für viele Leute hart, insbesondere für die Vielzahl der Sparer, aber er war die einzige Möglichkeit, der Arbeit wieder einen Sinn zu geben, der Währung wieder eine echte Kaufkraft zu verleihen.

Heute ist die Deutsche Mark eine der „härtesten“ Währungen der Welt. Jede Währung ist abhängig von der Wirtschafts- und Finanzpolitik des Landes, in dem sie gilt, schließlich aber auch von der Entwicklung der Weltwirtschaft sowie einigen innerwirtschaftlichen Faktoren und nicht zuletzt von der Währungspolitik ihrer Notenbank. Die westdeutsche Zentralnotenbank gilt als oberste Hüterin über unsere Währung; das kürzlich erlassene Bundesbankgesetz macht die Notenbank völlig unabhängig von der Regierung.

Geld, das ist etwas so Selbstverständliches, so Alltägliches. Aber was wissen wir von ihm? Was gibt den Münzen und den Scheinen ihren Wert? Der Befehl des Staates, sie als Zahlungsmittel und als Tauschmittel anzunehmen, sicher nicht allein. Entscheidend für den Wert des Geldes ist die Menge der dafür einzutauschenden Waren. Warenmenge und Geldmenge müssen sich entsprechen, müssen ein harmonisches Paar abgeben.

Diese Beziehung zwischen Geld und Ware galt in allen Zeiten. Schon oft wurde mit einem sehr einfachen, aber äußerst gefährlichen Trick versucht, das Gesetz des knappen Geldes zu umgehen. Man ließ die Münze oder die Notefresser so lange laufen, bis das Geld nicht mehr knapp war. Und was war das Ergebnis? Statt eines

Guldens hatte man zehn Gulden, statt eines Hunderters einen Tausender. Aber die Elle Tuches kostete genauso wie der Laib Brot oder das Pfund Zucker das Zehnfache!

Und wie das Schicksal jedes einzelnen vom Gelde mitbestimmt wird, so entscheidet es auch über das Schicksal einer Volkswirtschaft. Die Menge des umlaufenden Geldes muß in einem angemessenen Verhältnis zu den angebotenen Waren stehen. Die Notenpresse darf bei einer verantwortungsbewußten Währungspolitik immer erst dann in Bewegung gesetzt werden, wenn gleichzeitig auch mehr Waren an den Markt kommen.

Kriege zerstören auch die Währungen. Die Notenpressen laufen dann auf vollen Touren; die Parole lautet: Kanonen statt Butter. So

war es auch im Zweiten Weltkrieg. 1945: Zerstörte Fabriken und Milliardenbeträge wertloser Reichsmark. Vier Besatzungszonen, Eiserner Vorhang, Demonstrationen, Reparationen. Das war die Bilanz der

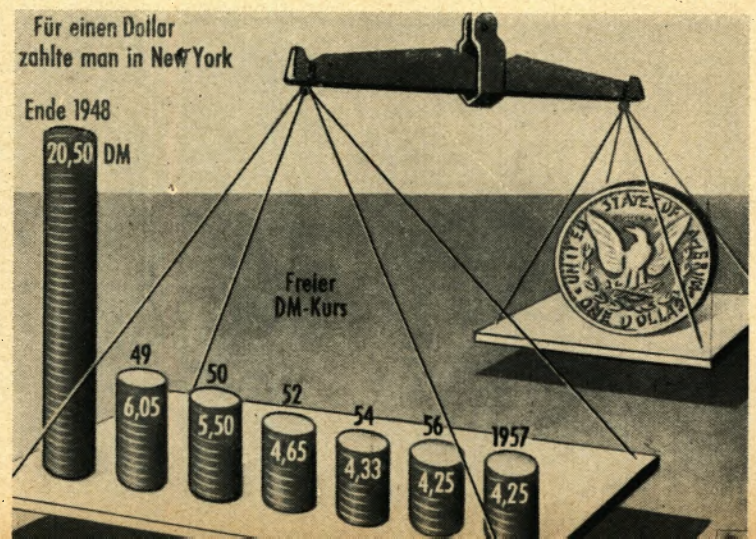
ersten Nachkriegsjahre. Die Krankheit der Reichsmark verdunkelte die Zukunft. Der Schwarze Markt blühte. Es lohnte sich nicht mehr zu arbeiten. Zwanzig Zigaretten brachten mehr als ein Monatslohn. Die „Aktive“ war an die Stelle der Mark getreten. Der primitive Tausch von Annodazumal war wieder an der Tagesordnung. Das war die Lage bis zum Frühsommer des Jahres 1948.

Anfang 1948 wußte man bereits, daß es so nicht weitergehen könne. Es wurde viel gemunkelt; die „Währung“ kommt, hieß es, Deutsche und alliierte Experten bereiteten monatelang hinter verschlossenen Türen eine neue Währung vor. Geldmenge und Warenmenge sollten wieder einander angeglichen werden. Daß eine Währungsreform notwendig geworden war, daran zweifelte zu dieser Zeit niemand mehr. Aber wie sollte die Reform aussehen? Darüber gingen die Meinungen weit auseinander.

Als beste Lösung galt eine wirtschaftlich wirkungsvolle und zugleich sozial gerechte Umstellung. Die deutschen Fachleute, die damals allerdings nur eine schwache Stimme hatten, wollten soziale Härten möglichst vermeiden und die Millionen Kriegsgeschädigter besserstellen als die noch einmal Davongekommenen. Sie wollten den Lastenausgleich mit dem Währungsschnitt verbinden. Die Alliierten bestanden aber auf ihrer Reform, die ohne soziale Rücksichtnahme nur den wirtschaftlichen Effekt im Auge hatte: aus hundert Reichsmark wurden über Nacht zehn Deutsche Mark; zunächst aber gab es für jeden nur vierzig DM Kopfgeld. Als endgültige Umstellung ergab sich später ein Verhältnis von RM 100 zu DM 6,50.

Am 21. Juni 1948 war das Geld wieder wertvoll geworden. Der Schwarzhandel hatte keine Chancen mehr; es lohnte sich wieder, für Geld zu arbeiten. Damit war die technische und psychologische Voraussetzung für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft geschaffen worden. Die viel geschmähte Bewirtschaftung wurde aufgehoben, die lästigen Lebensmittelscheine und Bezugsscheine beseitigt. Fortan gab es nur noch einen Bezugschein: die Deutsche Mark!

Und damit begann der Aufstieg. Etwas Glück, harte Arbeit und eine konsequente Wirtschafts- und Währungspolitik haben die deutsche Wirtschaft in den wenigen Jahren seit 1948 auf einen bisher nicht erreichten Leistungsstand gebracht. Die Notenbank achtete sorgsam darauf, daß sich die Geldmenge nur im Gleichschritt mit dem Warenangebot vermehrte. Ohne diese



Politik gäbe es nicht das vom Ausland viel bestaunte sogenannte deutsche „Wirtschaftswunder“.

Es ist schon erstaunlich, daß seit 1949 die Zahl der Beschäftigten um rund 5 Millionen auf fast 19 Millionen zugenommen hat. In der gleichen Zeit wurde die Produktion der Industrie mehr als verdop-

pelt. Während der Außenhandel 1949 noch unbedeutend war, hatte die Bundesrepublik 1957 ein Außenhandelsvolumen von 68 Milliarden DM. Die Gold- und Devisenbestände der Notenbank wurden gar aus dem Nichts auf die viel beneidete Höhe von rund 23 Milliarden DM gebracht. Die DMark hat in kurzer Zeit das erreicht, was der

Reichsmark versagt geblieben war: die Gold- und Devisenbestände sind sehr viel höher als der Notenumlauf. Eine eindrucksvolle Erfolgszahl ist auch der Spareinlagenbestand, der jetzt auf die Rekordhöhe von 29,5 Milliarden DM kletterte. Und dies trotz der bei der Währungsreform erlittenen Einlagenverluste und trotz des lange

Jahre hindurch die Geldbörse über Gebühr strapazierenden Nachholbedarfs.

Das alles sind Erfolge, die vor knapp zehn Jahren nicht einmal der größte Optimist für möglich gehalten hätte. Der Kühlschrank, der Fernsehapparat, das Kraftfahrzeug und die Reise nach Italien sind für Millionen selbstverständlich geworden. Wird dieser Wohlstand, den andere Millionen morgen zu erreichen hoffen, von Dauer sein? Wird die Deutsche Mark auch weiterhin in aller Welt so begehrt bleiben? Oder werden wir eines Tages eine neue Währungsreform erleben?

Auf all diese Fragen gibt es nur eine Antwort: Es hängt von uns selbst ab, ob wir auch noch morgen auf die Deutsche Mark stolz sein können. Wenn wir so weiter arbeiten wie bisher, wenn wir nicht alles auf einmal haben wollen und wenn Regierung und Notenbank auch künftig darauf achten, daß die Geldmenge nicht unabhängig von der Gütermenge vermehrt wird, dann wird die Deutsche Mark nicht das Schicksal der Reichsmark ereilen. Ob im Zeitalter der Postkutsche oder der Rakete, die Stabilität des Geldes ist die erste Voraussetzung für einen gesicherten Wohlstand.

Dr. Peter Sweerts-Sporck

Ludwig Reiners:

Eine Billion – eine Eins mit zwölf Nullen

Vor 34 Jahren hat ein Pfund Butter in Deutschland 8 Billionen Mark gekostet, d. h. ausgeschrieben in Ziffer 8000000000000. Eine Straßenbahnfahrt kostete 500 Milliarden Mark, also 5000000000000. In jener Zeit mußten die Betriebe die Lohngehälter alle ein bis zwei Tage auszahlen, weil sich das Geld täglich weiter entwertete, und die Lohngehälter wurden in Waschkörben von den Banken abgeholt. Hierbei kam es einmal vor, daß die Boten eines Betriebs einen Waschkorb voll Banknoten einen Augenblick im Hof stehenließen, weil sie einen Schlüssel holen mußten. Als sie nach einigen Minuten wiederkamen, hatten sich Diebe eingefunden. Sie hatten aber lediglich den Waschkorb mitgenommen und das Geld nur ausgeschüttet. Der Waschkorb war mehr wert als die sämtlichen Banknoten.

Die große Inflation von 1919 bis 1923 ist heute schon fast vergessen; aber es ist erst zwölf Jahre her, daß wir eine weitere Geldentwertung erlebt haben. In den Jahren 1945 bis 1948 stiegen die Preise, wenn auch nicht auf Milliardenhöhe, so handelte es sich doch immerhin um einen der folgenschwersten Zusammenbrüche auf dem Gebiet des Geldwesens.

Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, und ein Volk, das zweimal eine derartige Inflation durchgemacht hat, legt sich naturgemäß die Frage vor: Wie wird es in Zukunft werden?

Hier muß man sich zunächst eine Tatsache klarmachen: Gewisse Preisschwankungen sind einfach unvermeidlich. Es liegt dies schon daran, daß in der ganzen Welt die Ernten verschieden ausfallen, und wenn beispielsweise eine schlechte Welt-Getreideernte die Bauern in Kanada zwingt, höhere Preise zu fordern, dann übt das ein Rückwirkung auf unser Preisniveau aus. Wir haben in den letzten Jahren erlebt, daß die deutschen Preise um etwa zehn Prozent gestiegen sind. Preisschwankungen in kleineren Grenzen haben mit dem Begriff der Inflation oder der Geldentwertung gar nichts zu tun. In allen anderen Staaten ist die Preissteigerung weit größer gewesen als in der Bundesrepublik. Nur ein oder zwei Länder, vor allem die Schweiz, die eine ähnliche Wirtschaftspolitik betreibt wie Westdeutschland, haben eine ebenso geringfügige Preisänderung erlebt.

Aber wie wird das nun weitergehen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns klarmachen, daß Inflation Geldentwertung durch Geldvermehrung bedeutet oder, anschaulicher ausgedrückt: Preiserhöhung durch übermäßige Vermehrung der Geldmenge. Es ist natürlich kein Zufall, daß die beiden großen deutschen Inflationen unmittelbar auf die beiden Weltkriege gefolgt sind. In beiden Fällen war die Ursache ein Mißver-

hältnis zwischen knappem Warenangebot und richtiger Geldmenge.

Von dieser Gefahr können wir heute sagen: sie wird sich nicht wiederholen. Unser Gesetz über die Bundesnotenbank macht nämlich diese Bank völlig unabhängig von der Regierung. Auch wenn irgendein verblendeter Bundesfinanzminister den törichten Versuch machen würde, sich Geld durch den Druck von Banknoten zu verschaffen, so würde ihm das gar nichts nützen, weil die Bundesnotenbank sich weigern würde, dieser Anweisung Folge zu leisten. Es kommt hinzu, daß heute die Finanzminister aller Staaten durch Schaden klug geworden sind. Sie wissen, daß die Gelddruckerei ein ungeheures Unheil verursacht und eine Lawine ins Rollen bringt.

Aber dieser Sachverhalt allein sollte uns noch nicht beruhigen. Wir müssen uns nämlich die Frage vorlegen: Gibt es vielleicht noch irgendeine andere Quelle, aus der eine Inflation entstehen kann, außer der eben erwähnten Gelddruckerei des Staates? Und leider müssen wir diese Frage mit Ja beantworten. Warum ist die Gelddruckerei des Staates so schädlich?

Weil hierbei eine nominelle, d. h. eine nur auf dem Papier stehende Kaufkraft geschaffen wird, der nicht genügend Waren gegenüberstehen. Nun kann auch auf anderem Wege eine zusätzliche Kaufkraft geschaffen werden. Nehmen wir z. B. folgendes an: In irgendeinem künftigen Jahr hat der technische Fortschritt um drei Prozent mehr Güter geliefert als im Vorjahr.

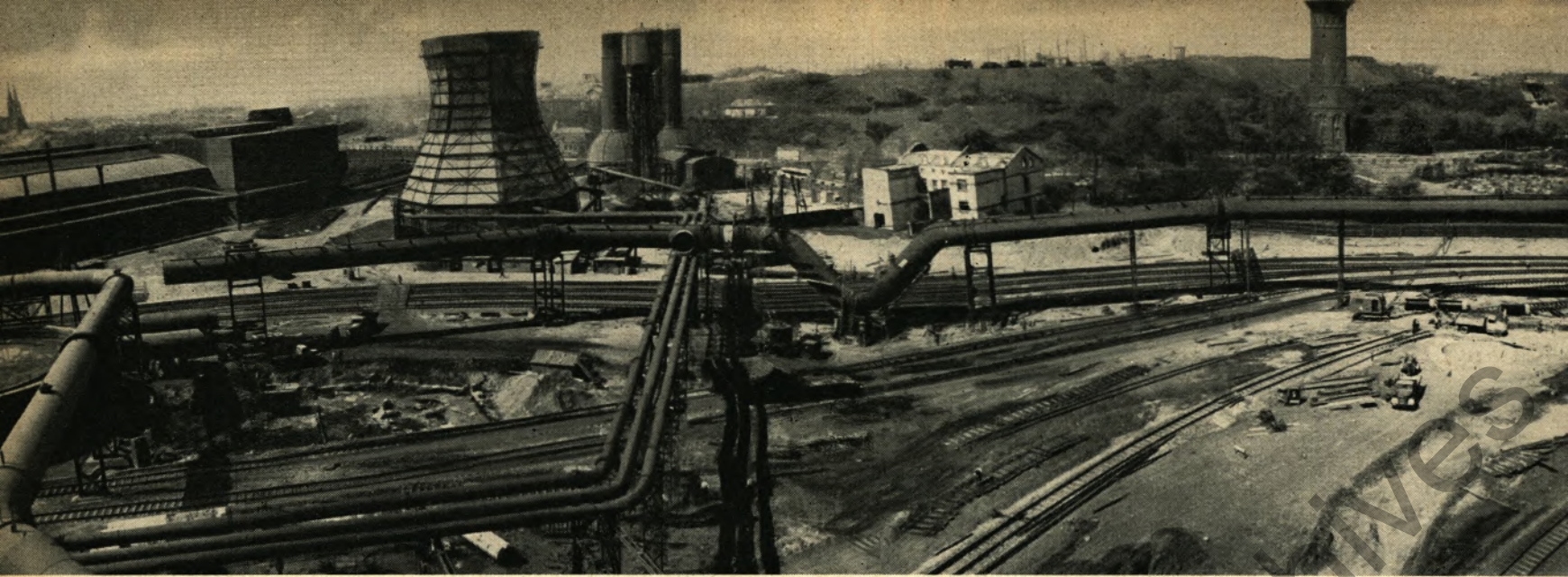
Gleichzeitig aber sind die Löhne um fünf Prozent gestiegen. Wenn, um irgendein Zahlenbeispiel zu nennen, die gesamte Kaufkraft im vorangegangenen Jahr 100 Milliarden betragen hat, so beträgt sie jetzt 105 Milliarden. Die Menge der vorhandenen Waren ist aber von 100 Milliarden nur auf 103 Milliarden gestiegen. Also stehen der vermehrten Kaufkraft zu wenig Güter gegenüber. Es kommt hinzu, daß die erhöhten Löhne ja zugleich für die Industrie erhöhte Kosten bedeuten und daß auch hierbei diese Kosten nur zu einem Teil durch die erhöhten Arbeitsleistungen aufgefangen werden. Dann läßt es sich auf keine Weise verhindern, daß die Preise ansteigen. Wir haben dann nichts anderes als eine „kleine Inflation“, nämlich Erhöhung der Kaufkraft ohne entsprechende Erhöhung der Produktion. Wir haben aber in einigen europäischen Ländern in den letzten Jahren erlebt, daß auch dieser Fehler sehr gefährlich werden kann, wenn er sich ständig wiederholt. In England, in Frankreich und in Schweden sind im Laufe der letzten zehn Jahre Preiserhöhungen von 40 bis 50 Prozent zustande gekommen, weil man ständig die Kaufkraft stärker erhöht hat als die Produktion. Dies kann den Geldwert genauso umwerfen wie die

berüchtigte Methode des Staates, sich selbst Kaufkraft durch Notendruckerei zu schaffen. In einer Wirtschaft kommt eben alles darauf an, daß das Angebot und die Nachfrage gleichmäßig stark erhöht werden. Wenn man die Nachfrage stärker erhöht als das Angebot, so gibt es keine Mittel mehr, um die Preiserhöhung anzubremsen.

Alle Deutschen sind gleichmäßig daran interessiert, daß die Mark zu allen Zeiten 100 Pfennige wert bleibt. Steigende Preise sind für jeden schädlich. Insbesondere derjenige, der sich Geld gespart hat, kommt hierbei um den Lohn seiner mühsamen Arbeit. Infolgedessen muß jeder vernünftige Mensch dazu beitragen, daß der Geldwert „stabil“, d. h. gleich hoch gehalten wird.

21. Juni 1948: Die Kopfquote von 40,— DM wird ausbezahlt. Lange Schlangen von Menschen standen vor den Umtauschstellen an. Die damals noch vorherrschende Ruinenlandschaft gibt die Kulisse zu diesem Bild ab. — Etwas Glück, harte Arbeit und eine konsequente Wirtschafts- und Währungspolitik haben die deutsche Wirtschaft in den Jahren seit 1948 auf einen bis dahin nicht erreichten Leistungsstand gebracht. Die Stabilität des Geldes ist die erste Voraussetzung für einen gesicherten Wohlstand.





Pünktlich stand der Richtbaum

Gichtgasleitung angeschlossen



▲ Frischluft und Wasserdampf hatten die Gase aus der Leitung getrieben, als Pfingstsonntag an der Essener Straße das riesige Rohr unterbrochen wurde.

▼ Auf den Millimeter genau müssen die Riesenrohre aneinandergefügt werden. Hier kommt es auf ein gutes Zusammenarbeiten aller beteiligten Monteure an.



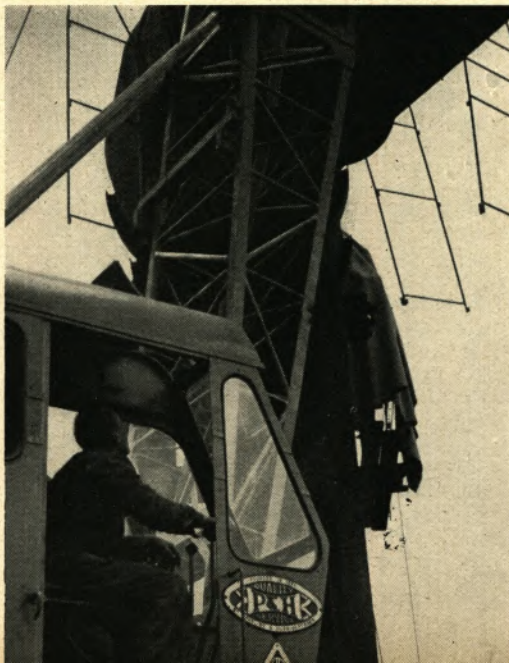
▲ Das gleiche geschah vor der Kulisse von EO 2. Der Kran hebt einen „Krümmer“ aus der Leitung. Das war der Anfang der unter Zeitdruck stehenden Arbeit.

▼ Während die Männer oben auf der Rohrleitung den neuen Stoß zu führen versuchen, muß der Kranführer Präzisionsarbeit leisten. Alles blickt jetzt auf ihn.



▲ Die Kräne vollführten wahre Balanceakte. Dahinter: Das Gas, das sonst durch die Leitung nützlichen Zwecken zugeführt wurde, mußte abgefaßelt werden.

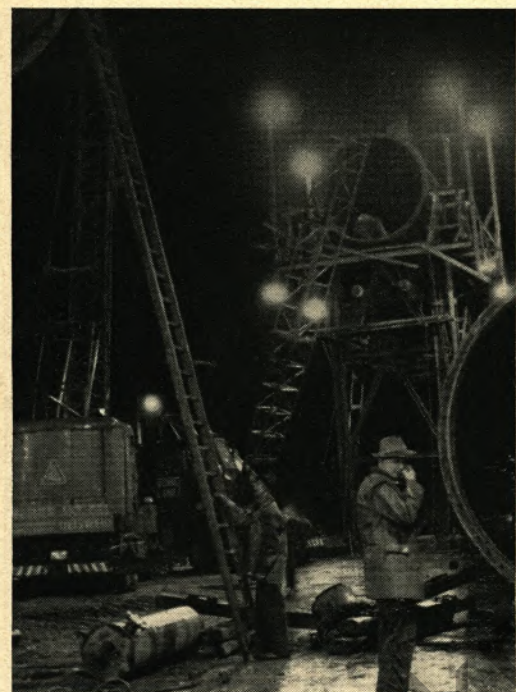
▼ In den Händen des Baustellenleiters laufen alle Fäden zusammen. Er dirigiert — welch sicherer Blick ist dazu nötig! — den Stoß an den Platz, wohin er gehört.





Unter dem Druck der Zeit wurde Pfingstsonnabend bis Pfingstmontag die auf EO 2 gebaute neue Gichtgasleitung an ihren beiden Enden an die vorhandene Leitung angeschlossen. Der neue Teil der Rohrleitung führt in einem weiten Bogen um das Gelände herum, auf dem der geplante Hochofen stehen wird. Bevor mit dem Anschluß der Leitung begonnen werden konnte, mußte ihr alter Teil zur Vermeidung von Unfällen und Vergiftungen mit großen Mengen frischer Luft und Dampf

durchblasen werden, um die Gase restlos zu beseitigen. In Wechselschicht bei Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein waren die Monteure unermüdlich. Zwischenstücke wurden aus der alten Leitung da herausgeschweißt, wo der neue Teil der Leitung angeschlossen werden sollte. Pfingstmontag saß alles an seinem vorherbestimmten Platz. Die Männer hatten keine Pfingsten, aber die Genußtuung, eine wichtige Aufgabe für das Wohl des Werkes termingerecht erfüllt zu haben.



In der Dunkelheit und bei strömendem Regen gingen die Arbeiten ungehemmt weiter. Nur in den dicken Rohren fanden die Monteure ab und zu Schutz.



Im gespenstigen Schein der Lampen wirken die Männer in ihren regennassen Kleidern wie Phantome. Auch das Rohr glänzt vor Nässe wie blankpoliert.

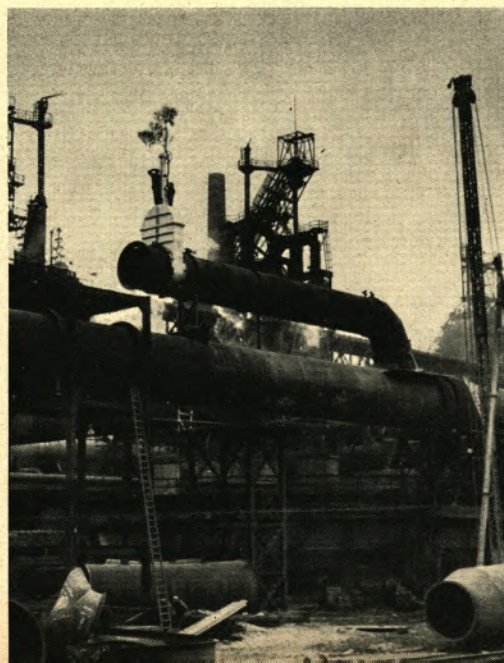


Als der Pfingstmorgen graute, waren die vorbereiteten Arbeiten für das Einpassen der neuen Verbindungsstücke, Stöße genannt, schon abgeschlossen.

Das neue Verbindungsstück ist eingepaßt, die Haltebolzen werden verschraubt. Jetzt scheint auch die Sonne warm und erinnert die Männer an Pfingsten.

Am zweiten Pfingsttag ist die Leitung termingerecht an beiden Enden der Baustelle wieder geschlossen. Jetzt müssen noch Druckproben gemacht werden.

Die pünktlich abgeschlossenen Arbeiten wurden mit dem Grün des Richtbaumes geziert. Jetzt hatten die Männer wieder Gelegenheit, an Pfingsten zu denken.





Sprecht miteinander

Verfasser der folgenden Zeilen ist der Humanist und Philosoph Karl Jaspers, der in diesen Tagen mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels für das Jahr 1958 ausgezeichnet wurde. Die Wahrheit suchen, ihre Sinnbilder sehen um der Selbstgewißwerdung der Menschen wegen — das ist die Konstellation der philosophischen Orientierung von Karl Jaspers, die im Grunde genommen so unakademisch und so wenig professoral ist, daß sie von jedem verstanden wird.

Wir müssen lernen, miteinander zu reden. Das heißt, wir wollen nicht unsere Meinung wiederholen, sondern hören, was der andere denkt. Wir wollen nicht nur behaupten, sondern im Zusammenhang denken, auf Gründe hören, bereit bleiben, zu neuer Einsicht zu kommen. Wir wollen den anderen gelten lassen, uns innerlich versuchsweise auf den Standpunkt des anderen stellen. Ja, wir wollen das uns Widersprechende geradezu aufsuchen. Der Gegner ist zur Erreichung der Wahrheit wichtiger als der Einstimmende. Das Ergreifen des Gemeinsamen im Widersprechenden ist wichtiger als die voreilige Fixierung von sich ausschließenden Standpunkten, mit denen man die Unterhaltung als aussichtslos beendet.

Es ist so leicht, entschiedene Urteile affektbelohnt zu vertreten; es ist schwer, ruhig zu gegenwärtigen und mit Wissen um alle Gegenstände das Wahre zu sehen. Es ist leicht, mit protzigen Behauptungen das Gespräch abzubreaken; es ist schwer, unablässig über Behauptungen hinaus auf den Grund der Wahrheit einzudringen. Es ist leicht, eine Meinung aufzugreifen und festzuhalten, um sich weiteren Nachdenkens zu überheben; es ist schwer, Schritt für Schritt voranzukommen und niemals das weitere Fragen zu verwehren.

Wir müssen die Bereitschaft zum Nachdenken wiederherstellen, gegen die Neigung, alles gleichsam in Schlagzeilen plakatiert schon fertig zu haben. Dazu gehört, daß wir uns nicht berauschen in Gefühlen des Stolzes, der Verzweiflung, der Empörung, des Trotzes, der Rache, der Verachtung, sondern daß wir diese Gefühle auf Eis legen und sehen, was wirklich ist. Wir müssen solche Gefühle suspendieren, um das Wahre zu erblicken, um liebend in der Welt zu sein.

Seit Juni in Oberhausen eingeführt

Monatliche Lohnzahlung

Zahltage ist jeweils der 15. eines Monats

Mit Wirkung ab Juni 1958 ist die in der Werkzeitschrift verschiedentlich angekündigte monatliche Lohnzahlung für die Arbeiterbelegschaft unserer Oberhausener Betriebe und des Südhafens Walsum eingeführt worden. Zum letztenmal wurde am 30. Mai nach dem bisherigen Lohnungsplan gezahlt. Die erste Lohnzahlung auf Grund des neuen Planes erfolgte inzwischen am Montag, dem 16. Juni, und zwar soll vollständiger Abrechnung des Lohnes vom 1. bis zum Letzten des Vormonats jeweils am 15. jeden Monats gezahlt werden. Die weiteren Lohnzahltag im Kalenderjahr 1958 sind also: Dienstag, der 15. Juli; Freitag, der 15. August; Montag, der 15. September; Mittwoch, der 15. Oktober; Samstag, der 15. November; Montag, der 15. Dezember. (Nähere Einzelheiten über die technische Durchführung der monatlichen Lohnzahlung bitten wir den in den Betrieben aushängenden Bekanntmachungen zu entnehmen.)

Damit ist der Schlußstrich unter ein Kapitel gesetzt worden, das in Oberhausen zu teilweise recht lebhaften Diskussionen geführt hat. Im Vertrauen zueinander ist dieses Problem zwischen Werksleitung und Betriebsvertretung gelöst worden. Mit einem großen Teil der Belegschaft sah sich die Werksleitung darin einig, daß allein schon gesellschaftspolitische Gründe, in erster Linie die immer mehr fortschreitende Angleichung zwischen Arbeitern und Angestellten, die Einführung der monatlichen Lohnzahlung auf die Dauer unumgänglich erscheinen ließen. In ihrem Streben nach Gleichstellung mit den Angestellten aber kann sich die Arbeiterschaft nicht allein auf Forderungen an Gesetzgeber und Tarifpartner beschränken, sondern muß sich darüber hinaus schon bereiterklären, die Behauptung gewisser Kreise zu widerlegen, daß die Arbeiter nicht mit Monatslöhnen umzugehen und ihre Vorteile zu nutzen verstünden. In diesem Sinne sei die „Welt der Arbeit“, das offizielle Organ des DGB, zitiert, in der kürzlich zu lesen war: „Die monatliche Lohnzahlung ist vor allem eine Frage des sozialen Prestiges. Sicherlich bedeutet das noch keine materielle Besserstellung. Ist aber dieser Schritt einmal getan, dann wachsen auch die Chancen, daß die Vorteile, die die Angestellten haben, rascher auf die Arbeiter übergehen.“

Einlösung des Urlaubsschecks

Die Einführung der monatlichen Lohnzahlung macht für den Bereich der Lohnempfänger eine Neuregelung der Bestimmungen über die Einlösung des Urlaubsschecks erforderlich. Das bisherige Verfahren der Einlösung zusammen mit der normalen Lohnzahlung würde bei der nur einmal monatlich erfolgenden Lohnzahlung in einer Reihe von Fällen zu Schwierigkeiten führen.

- Ab sofort wird daher das Urlaubsgeld durch Postbarscheck überwiesen. Um sicherzustellen, daß der Überweisungsbetrag rechtzeitig vor Urlaubsantritt beim Empfänger eingeht, ist erforderlich, daß der Urlaubsscheck 10 Tage vor Urlaubsantritt beim Lohnbüro vorliegt.
- Es liegt im Interesse jedes einzelnen Belegschaftsmitgliedes, daß der Urlaubsscheck rechtzeitig bei dem zuständigen Meister abgegeben wird, der diesen dann, mit seiner Unterschrift versehen, an das Lohnbüro weitergibt.
- Zur Sicherstellung der Überweisung an die richtige Anschrift ist vom einzelnen Be-

schaftsmitglied vor Einreichung auf der Rückseite des Urlaubsschecks — über der Freigabeleiste — die vollständige Anschrift (in Blockschrift) einzutragen, an die der Betrag überwiesen werden soll.

- In den Ausnahmefällen, in denen das Belegschaftsmitglied aus dringenden betrieblichen oder persönlichen Gründen seinen Urlaub so kurzfristig antreten muß, daß eine Einreichung des Urlaubsschecks zehn Tage vor Antritt nicht mehr möglich ist, ist auf der Rückseite der Aufenthaltsort zu vermerken, an dem das Belegschaftsmitglied sich während des Urlaubs befindet, damit die Überweisung dorthin erfolgen kann.
- Die Auszahlung des Urlaubsgeldes erfolgt abschlagsmäßig, d. h. von dem auf dem Scheck eingetragenen Urlaubsgeld wird ein Pauschalbetrag in Höhe von 20 % für anteilige Steuern und Sozialversicherungsbeiträge abgezogen und der Restbetrag überwiesen. Die endgültige Abrechnung des Urlaubsgeldes erfolgt zusammen mit der Abrechnung des Monats, in dem das Urlaubsgeld angewiesen wurde.

Unfallzahlen niedriger als im Mai vorigen Jahres

Ähnlich der rückläufigen Entwicklung der Krankenzahlen, worüber wir auf der nächsten Seite berichten, zeigt auch der Unfallstand eine sinkende Tendenz. Mit insgesamt 45 Unfällen im Mai wurde das bisher beste Ergebnis dieses Jahres erzielt. Diese Zahl liegt sogar unter dem Ergebnis des gleichen Monats aus dem Vorjahr (Mai 1957: 48 Unfälle). Es versteht sich, daß wir dies mit besonderer Genugtuung registrieren, da im Zusammenhang mit dem Lohnfortzahlungsgesetz der Wegfall der Karenztage bei Arbeitsunfällen bekanntlich nicht ohne Auswirkung auf die Unfallzif-

fer geblieben ist. Allerdings hat zugleich ein Wermutstropfen unsere Freude leicht getrübt, da infolge einiger Nachmeldungen aus dem April der Berufsgenossenschaft insgesamt 51 Unfälle gemeldet werden mußten, wodurch unsere Oberhausener Betriebe in der Monatsstatistik der BG mit 4,2 gegenüber im Mai vorigen Jahres 3,6 Unfällen auf 1000 Mann Belegschaft nicht ganz so günstig erscheinen.

Ein Anstieg der Unfallzahl ist jedoch leider im Werk Gelsenkirchen zu verzeichnen. Von 11 Unfällen im April kletterte die Kurve auf 16 im Mai. Während gegenüber dem gleichen Monat im Vorjahr in Oberhausen ein Rückgang um 6 % festzustellen ist, stiegen — bezogen auf denselben Vergleichszeitraum — die Unfälle in Gelsenkirchen um 60 %.



Dirationsbeschwerden

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages „Die Welt“ haben wir folgende Glosse übernommen, die aussagen will, auf welche Weise moderne Krankheiten „verbreitet“ werden.

Frau Müller: Guten Morgen, Herr Doktor.

Dr. Weißkittel: Guten Morgen, Frau Müller. Na, wo fehlt's denn?

Frau Müller: Überall, Herr Doktor, überall. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, bei der Arthritis deformans, bei der Angina pectoris oder daß mein vegetatives Nervensystem gestört ist. Am schlimmsten machen mir aber meine Dirationsbeschwerden zu schaffen.

Dr. Weißkittel: Ihre was?

Frau Müller: Dirationsbeschwerden, Herr Doktor. Ich habe darüber in der Illustrierten gelesen. Die Krankheit ist noch ganz neu, aber ich habe alle Symptome, die da beschrieben sind. Und da wollte ich Sie bitten, Herr Doktor, schreiben Sie mir doch bitte Antidiration auf. Am besten gleich eine Kurpackung.

Dr. Weißkittel: Ja, Frau Müller, dann wollen wir Sie erst einmal untersuchen. Wo haben Sie denn Schmerzen?

Frau Müller: Gott, Herr Doktor, machen Sie sich doch keine Umstände. Ich weiß genau, was mir fehlt, und ich würde Sie auch gar nicht belästigen, aber das Antidirationsmittel bekommt man ohne Rezept leider nicht. Ich will nur das Rezept, Herr Doktor.

Dr. Weißkittel: Liebe Frau Müller, so geht das nicht. Bevor ich Sie nicht untersucht und festgestellt habe, was Ihnen fehlt, kann ich Ihnen leider kein Rezept ausstellen. Machen Sie doch bitte mal den Oberkörper frei.

Frau Müller: Wie ich Ihnen schon sagte, Herr Doktor, eine Untersuchung ist vollkommen überflüssig. Ich weiß ja, was mir fehlt, schließlich lese ich jede Woche meine Lesemappe. Ich habe Dirationsbeschwerden und will von Ihnen nicht mehr als das Antidiration. Nun schreiben Sie's mir schon auf und dann gehe ich wieder.

Dr. Weißkittel: Frau Müller, Sie bekommen von mir kein Rezept, bevor ich Sie nicht gründlich untersucht habe und weiß, was Ihnen wirklich gut tut. Machen Sie doch bitte mal den Mund auf und sagen Sie „aa“.

Frau Müller: Herr Doktor, das ist nun aber wirklich die Höhe. Sie nehmen sich entschieden zu wichtig, Dr. Weißkittel. Wenn Sie mir kein Rezept ausschreiben wollen, gut, dann eben nicht. Dann gehe ich eben zur Konkurrenz. Herr Dr. Schwarzkittel schreibt mir schon auf, was ich haben will. Ich verstehe überhaupt nicht, warum Sie ein sol-

ches Theater machen. Da nehmen Ihnen die Illustrierten schon die ganze Arbeit ab, eine Diagnose zu stellen, und Sie schreiben einem nicht mal so ein lächerliches Rezept aus. Ja, wofür sind Sie denn überhaupt Arzt? Und dafür wartet man nun zwei Stunden. Ich werde mich bei meiner Krankenkasse über Sie beschweren. Guten Morgen, Herr Doktor.

Dr. Weißkittel: Der Nächste, bitte.

Frau Meyer: Guten Morgen, Herr Doktor. Ich habe stabitative Störungen, Herr Doktor. Alle Symptome stimmen. Und da wollte ich Sie bitten, Herr Doktor, die Illustrierte empfiehlt Antistabiativum. Schreiben Sie mir doch bitte ein Rezept auf. Am besten gleich eine Kurpackung...

Letzte Meldung: ILLUSTRIERTE WERDEN REZEPTPFLICHTIG!

Charlotte Hermann

Keine Eintagsfliege

Konstant unter 4 Prozent

In der vorigen Ausgabe schon konnten wir die erfreuliche Mitteilung machen, daß an einigen Tagen der Krankenstand der Oberhausener Betriebe erstmalig seit Inkrafttreten des Lohnfortzahlungsgesetzes die 4-Prozent-Grenze unterschritten hat. Diese günstige Entwicklung hat angehalten, so daß wir heute melden können, daß im Mai die Krankenzahl auch im Monats-Gesamtdurchschnitt unter 4 Prozent lag, obwohl die rückläufige Tendenz eigentlich erst am 14. Mai einsetzte. Es war also keine „Eintagsfliege“, sondern die allgemeine Tendenz, mit der unsere Oberhausener Belegschaft beweist, daß Disziplin in puncto Krankfeiern für sie eine Ehrensache ist, um nicht durch Mißbrauch des Gesetzes den guten Sinn der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall auszuhöhlen. Es ist also eingetreten, was wir gleich nach Inkrafttreten des Gesetzes geschrieben, daß nämlich trotz aller Unkenrufe die Anständigkeit die Oberhand behalten werde.

3,92% betrug der für Mai 1958 errechnete Durchschnitts-Krankenstand in Oberhausen, worin die von der Landesversicherungsanstalt durchgeführten Verschickungen mit 0,93% enthalten sind. Bringt man die letztgenannte Zahl in Abzug, dann ergibt sich ein echter Krankenstand von 2,99%. Demgegenüber belief sich die durchschnittliche Krankenziffer im Mai vorigen Jahres auf 3,71%, ausschließlich 0,62% Heilverfahren durch die LVA. Somit liegt der echte Krankenstand des vergangenen Monats mit 2,99% gegen 3,09% im Mai 1957 sogar noch niedriger als vor Inkrafttreten des Lohnfortzahlungsgesetzes.

Die absoluten Krankenzahlen der letzten drei Monate lauten für Oberhausen: März 599, April 555 und Mai 463, so daß im Mai arbeitstäglich 92 Mann mehr im Werk waren gegenüber April und sogar 136 gegenüber März.

Der durchschnittliche Krankenstand des Werkes Gelsenkirchen betrug im Mai 4,66% gegenüber 4,39% im Vormonat und 3,45% im Mai vorigen Jahres.



Wie wird das Ferienwetter?

Es ist die große Zeit der Ferien. Die Menschen fahren in alle Himmelsrichtungen, um sich vom Alltag zu erholen. Sie alle wünschen sich gutes, sonniges Wetter. Wie aber wird der nächste Tag? Das ist eine Frage, die sich der Urlauber jeden Abend erneut stellt.

Einen herrlichen Tag verspricht unser erstes Bild. Es wurde von der höchsten Wetterstation Deutschlands auf der Zugspitze aufgenommen und zeigt die charakteristischen Merkmale schönen Wetters. Leichter Bodendunst und eine nicht ganz klare Sicht lassen zumindest für die nächsten vierundzwanzig Stunden keine Wetterverschlechterung befürchten. Wäre jedoch die Sicht klar, so ist ein Wetterwechsel in Kürze zu erwarten.

Vorsicht bei Schäfchenwolken (Alto Cumulus), die unser Bild rechts oben zeigt. Schäfchenwolken sind amüsant und gutwetterverheißend, wenn sie mit kalt abgezeichneten Rändern nicht so dichtgedrängt am Himmel stehen und wenn man sich gegen Abend vergewissern kann, daß sie sich auflösen. Sobald sie aber eine regelmäßige Decke mit Vorhangwirkung bilden und die Konturen sich verwischen, sind sie Vorboten einer schnellen Wetteränderung.

Ähnlich ist es mit den Cirren oder Cirruswolken, die wir auf dem Bild links unten festgehalten haben. Sie bestehen aus Eiskristallen und bilden sich in etwa 9000 Meter Höhe. Sind es nur kleine unbedeutende Striche am Himmel, so ist es gut — sie lösen sich bald wieder auf. Werden sie aber immer größer und bekommen krallige Enden, so gelten sie als Vorboten einer etwas entfernten atmosphärischen Störung.

Die Gebilde auf unserem letzten Bild sind Haufenwolken oder Cumulus. Sie segeln dick und plusterig besonders an warmen Tagen einher. Haben sie Ränder, die sich gegen den Himmel scharf abzeichnen, und werden sie in den Nachmittagsstunden kleiner, so sind es Schönwetterwolken. Wächst die Cumulus aber immer mehr aufquellend, bildet zusammengesetzte Formen, so müssen wir einen Regenmantel bereithalten. Sind sie abgerechnet, ist meist alles vorbei.



Der Arbeiter früher und heute

Die in der letzten Werkzeitschrift behandelte Frage, ob der Arbeiter immer noch ein Mensch zweiter Klasse sei, ist scheinbar nicht von aktueller Bedeutung, weil der Arbeiter selbst sich am allerwenigsten Gedanken über seine gegenwärtige Stellung in der Gesellschaft macht. Für die Mehrzahl ist die Lohnhöhe Maßstab allen Wirkens. Er empfindet es als höchst überflüssig, seine gesellschaftliche Stellung zu orten.

Uns Heutigen ist es selbstverständlich, daß vor dem Gesetz alle Menschen

gleich sind, daß die Frauen gleichberechtigt und die Stimme eines Kranführers am Wahltag genauso viel wiegt wie die von Alfred Krupp. Das war nicht immer so, und wir vergessen nur zu leicht, daß das preußische Dreiklassenwahlrecht erst 1918 abgeschafft wurde.

Vorher hatte die Stimme eines Arbeiters nur einen Bruchteil des Wertes gegenüber der eines Begüterten. Frauen hatten gar kein Stimmrecht. Heutzutage steht jedem jede Möglichkeit offen, auch die Stellung eines Ministers, de-

ren einige ja nachweisbar Arbeiter waren. Neunzehn Arbeiter sind überdies in den Bundestag gewählt worden, ungezählte in die Länder-, Stadt- und Gemeindeparlamente; eine Reihe von Gewerkschafts- und Parteifunktionären, die ebenfalls in den gesetzgebenden Körperschaften Sitz und Stimme haben, entstammen dem Arbeiterstande. In einer Zeit, in der die Gleichheit aller vor dem Gesetz postuliert wird, in einer solchen Zeit soll es noch Menschen zweiter Klasse geben? Nun, sehen wir einmal zu.

In den letzten hundert Jahren nahm die Entwicklung auf wirtschaftlichem, technischem und wissenschaftlichem Gebiet einen enormen Aufschwung. Nicht nur das. Auch soziologisch und gesellschaftspolitisch ist eine Änderung von geradezu umwälzender Tragweite vor sich gegangen. Der Leibeigene früherer Jahrhunderte ist nicht nur mündig geworden, hat nicht nur eine gewisse Freiheit (vor 1918) erlangt, er war nicht nur Diener einer neuen Staatsform, sondern er selbst war es auch, der diesen Staat zu formen half.

Der Gewerkschaftsfunktionär August Springer schreibt in seiner Lebenserinnerung, wie um die Jahrhundertwende der Arbeiter seine Freizeit gestaltete. Springer schildert, wenn er spätabends nach Hause ging, dann sah er hier und da und dort noch Licht brennen. Im Schein einer Kerze oder einer stinkenden Petroleumsfunzel lasen seine Arbeitskollegen Schiller, Marx oder andere Aufklärer — und das nach 12stündiger Arbeitszeit! Tatsache ist, daß der seinerzeit Aufklärung suchende Arbeiter von einem Bildungshunger ohnegleichen besessen war; offenbar fühlte er, daß die bevorstehenden Auseinandersetzungen tiefgründiges Wissen und keine Schlagworte von ihm forderten. Und damals wurde nicht scherzhaft geplaudert, es wurde ernst diskutiert und um jede neue Erkenntnis förmlich gerungen. Der Arbeiter schickte sich an, ein Mensch erster Klasse zu werden!

1913 saßen rund 80 und 1928 fast 130 Arbeiter oder aus ihren Reihen Hervorgegangene als Abgeordnete im Reichstag. Der Begriff „Arbeiterbewegung“ ist deshalb so sinnfällig, weil damals wirklich die Arbeiter in Bewegung waren. Vor dieser Bewegung war von einem Klassenbewußtsein wenig zu spüren. Wohl gemerkt: ein Bewußtsein. Im Sog der nach Gleichheit und Lebensrechten strebenden Arbeiter entstand das Bewußtsein, einer gemeinsamen Klasse zugehörig zu sein, entstand aber auch eine Art „Uniform“ des Arbeiters: Schirmmütze und Pullover, häufig auch Stiefel.

Und heute? Nicht nur die „Uniform“, sondern auch das Bewußtsein ist mehr und mehr verschwunden; der Arbeiter ist „bürgerlicher“ geworden. Nicht ohne Grund. Die jedem bekannten Verhältnisse im sowjetischen „Arbeiter- und Bauernstaat“ sind nicht dazu angetan, seine Begeisterung für derart gerichtete politische Ziele zu erwecken. Außerdem: Seit-

dem in der Weimarer Zeit jede Partei mit dem Arbeiter spekulierte, ja sogar eine Partei, die NSDA(rbeiter)P, ihn auf den Schild erhob und scheinbar eine ganze Weltanschauung nach ihm ausrichtete, ist er skeptisch geworden. Der Arbeiter von heute ist nicht willens, sich für irgendwelche Zwecke mißbrauchen zu lassen, für politische schon gar nicht. Er will Ruhe. Krieg, Nachkrieg, Hunger, Währung und so ziemlich alle übrigen Zeiterscheinungen haben ihm deutlich gemacht, daß es sich als Konsument ganz gut und verhältnismäßig behaglich leben läßt: Vestigia terrent — die Spuren schrecken.

Es wird behauptet: Bürger sein heißt satt sein, in Ruhe, Frieden und Wohlstand leben. Bürger sein heißt Gott und die Gesetze achten und einen angesehenen Bildungsstand vorzuweisen.

Na und? Haben wir nicht schon fast alles, ausgenommen den Bildungsstand? Aber dem ist abzuwehren — wenn man will. Es ist ein Trugschluß zu glauben, daß wir wirklich schon alles haben. Die soziale Neuordnung harret immer noch ihrer Verwirklichung, und unsere Vorfahren sind schließlich nicht aufgebrochen, um Spießbürger zu werden. Ihr Ziel war, alle erreichbaren Rechte zu erlangen, mitzubauen an einer neuen und besseren Zukunft.

Das bemerkenswerteste Symptom der heutigen Arbeiterschaft ist Lethargie. Aus den oben aufgezeigten Gründen mag sie entschuldbar sein, eine Besserstellung, will sagen eine soziale Neuordnung wird damit nicht erreicht.

Wenn ein Teilnehmer einer Tagung der Evangelischen Akademie in Nürnberg sagte, daß der Arbeiter heute noch vielfach außerhalb der Gesellschaft stehe, so ist diese Ansicht keineswegs unbegründet, denn innerhalb der Gesellschaft zählt nicht nur das Einkommen, sondern auch der geistige, sittliche und moralische Standort. Man wird nicht erwarten können, daß sich der Arbeiter mit dem Schwung seiner Vorfahren an die noch ungelösten Probleme heranmacht — dazu ist die Zeit nicht allzu drängend —, aber etwas von dem Schwung der Jahrhundertwende wäre schon wünschenswert, sonst wäre es ein Stehenbleiben auf halber Strecke.

Auch im Schweigen liegt Protest, aber die absolute Passivität schließt das Nichts ein.

Während der letzten Streiksituation sagte jemand, daß der Arbeiter heute nicht weiter sieht als von seinem Ohrensessel bis zu seinem Fleischtopf. Ein Bürger und doch kein Bürger. Ein Mensch zweiter Klasse also? Vieles ist zu seinen Gunsten erreicht worden, und mithin mag denn die Frage unentschieden beantwortet werden — zunächst. Wir dürfen annehmen, daß die müden Helden von den physischen wie geistigen Anstrengungen der Vergangenheit erst einmal verschlafen. Daß diese Pause schöpferisch genutzt wird, wollen wir aufrichtig hoffen.

Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung

Die Frage, ob die erwachsene Bevölkerung in der Bundesrepublik weitere Arbeitszeitverkürzungen und Lohnsteigerungen ohne Preiserhöhungen für möglich hält, untersuchte im Februar das unabhängige EMNID-Institut für Meinungsforschung im Auftrage des Bundeswirtschaftsministeriums. Die Untersuchung ist deshalb so interessant, weil in ihren Ergebnissen die Meinung der gesamten Bevölkerung zum Ausdruck kommt. Mithin wird hier eine Stellungnahme erzielt, die von vornherein frei von dem Verdacht ist, an einseitige Interessen von Gewerkschaften oder Arbeitgeberverbänden gebunden zu sein.

Mit dem ersten Teil der Meinungsbefragung wurde festgestellt, inwieweit Arbeitszeitverkürzungen ohne Preiserhöhungen für möglich gehalten werden. Die Frage, die an die beteiligten Personen gerichtet wurde, lautete: In der letzten Zeit ist wieder häufiger über Fragen der Arbeitszeitverkürzung gesprochen worden. Sind Sie der Auffassung, daß es gegenwärtig ohne Preiserhöhungen möglich ist, weitere Arbeitszeitverkürzungen vorzunehmen, oder sind Sie der Meinung, daß weitere Arbeitszeitverkürzungen zu Preiserhöhungen führen müssen? Und hier die Antworten:

	Ohne Preiserhöhung möglich	Führt zu Preiserhöhungen	Keine Angaben
	(Zahlen in Prozenten)		
Insgesamt	35	60	5
Männer	40	58	2
Frauen	29	63	8
Berufsgruppen			
Arbeiter	50	48	2
Angestellte, Beamte	40	56	4
Selbständige, Landwirte	11	84	5

Wenn nun eine weitere Arbeitszeitverkürzung oder eine Erhöhung der Löhne und Gehälter auf jeden Fall Preissteigerungen zur Folge hätten, wären Sie dann für oder gegen eine weitere Arbeitszeitverkürzung oder Lohn- bzw. Gehaltserhöhung? Die Entscheidung der über 100 Befragten geht aus der nachstehenden Auswertung hervor:

	für	gegen	keine Angaben
	(Zahlen in Prozenten)		
Insgesamt	20	75	5
Männer	22	75	3
Frauen	18	75	7
Berufsgruppen			
Arbeiter	28	68	4
Angestellte, Beamte	19	76	5
Selbständige, Landwirte	8	87	5

Und wieder rollt der Reiestrom. In langen Kolonnen strömen Fahrzeug an Fahrzeug über den Gotthard, bewegen sich ungezählte Urlauber aus der Bundesrepublik in Richtung Adria oder Riviera, bevölkern sie den Strand von Palma di Mallorca, schwitzen Lehmanns oder Meiers auf den verstaubten Straßen Spaniens. Je weiter, desto besser. Stimmt es wirklich, daß alles Schöne und Sehenswürdigkeitsgrundsätzlich erst da beginnt, wo wir eine Grenze überschreiten beziehungsweise mindestens 800 Kilometer zwischen uns und den auf dem Hotelzettel zu vermeldenden ständigen Wohnsitz geschoben haben?

Darüber mußte ich nachdenken, als ich an einem Sonntagmorgen kürzlich, auf einem Baumstumpf rastend, die Schönheit der unmittelbaren Heimat, des deutschen Waldes, in vollen Zügen aufzog. Ich war hinausgewandert in die herrliche Stille der Wälder, hatte den Lärm der Großstadt hinter mir gelassen, und nun fand ich, daß die meisten Menschen gar nicht wissen, wie unendlich reich an landschaftlichen Reizen unsere Heimat ist und wie viel Pracht in den kleinen Dingen, in irgendeiner Blume, einer Baumrinde oder einem Birkenblatt sich offenbart. Man spricht vom Ruhrgebiet immer als dem „schwarzen Revier“, aber mit der Straßenbahn oder gar zu Fuß sind wir in kurzer Zeit mittendrin in der Natur und ihrer über dem Tageshasen stehenden Schönheit. Es braucht nicht immer das sonst sehr reizvolle, aber an Sonn- und Feiertagen sehr laute Ruhrtal zu sein; welch herrliche Waldgebiete eröffnen sich doch am nördlichen Rand des Reviers, unmittelbar vor den Toren der großen Städte. Da ist der Sterkrader Wald, da sind die Waldungen um Hünxe, die von Oberhausen leicht zu erreichen sind, da sind, nicht weit von Gelsenkirchen, die sich lang hinstreckenden Wälder im Norden von Buer und von Marl.

Es ist in der Tat erstaunlich, mit welcher Natürlichkeit und Schnelligkeit wir, wenn wir die Stadt verlassend den Wald betreten, die Sorgen, die Stimmung und die Gewohnheiten der Alltagspersönlichkeit, die wir waren, ablegen und das Gefühl aufkommt, als verlöre unser Leben an Gewicht, als werde es von der frischen, würzigen Luft der Jugend durchströmt. Der Wald: in seinem Wort und Namen hallt noch ein leises Echo wie aus Paradiesesfrühe, schwingt ein Nachklang aus jener Zeit, da die Welt noch stiller war als heute und das Rauschen der Wipfel noch vernehmlicher. Wer ist nicht beim Eintritt in einen Wald — fragt Goethe in seinem Lebenswerk „Dichtung und Wahrheit“ — von beseligendem Schauer befallen worden? —

Wer dies nicht geschaut hat, hält kaum für möglich, daß etwa dreißig Kilometer Luftlinie vom Herzen des Industriegebietes entfernt Wälder existieren, wie sie das Sauerland oder der Harz schöner nicht zu bieten hat. Hier, in den Forsten um Lembeck und Groß-Reken, war es, wo sich mir der Gedanke aufdrängte, daß trotz aller Urlaubsfreuden, die an der Costa Brava, am Lago Maggiore oder sonstwo auf uns warten mögen, der deutsche Wald doch eigentlich die beruhigendste und nachhaltigste Wirkung auf den Menschen auszuüben vermag. Während sich auf den Straßen der Sonntagsverkehr förmlich in Geleitzügen einerschlangelte, an den Straßenrändern Kofferradios strapaziert wurden und manches Grammophon den „River Kwai“ dudelte, wurde man zweihundert Meter abseits des Chausseebetriebes von absoluter Waldesstille umgeben. Stundenlang bin ich durch die Wälder gelaufen, ohne auch nur einem einzigen Menschen zu begegnen. So wohlthuend dies war, bekräftigt es aber auch die Vermutung, daß die Menschen dem Wandern abgeschworen haben. Man fährt irgendwohin, füllt sich in einem Lokal mit Kaffee und Kuchen, um sich gleich danach wieder ins Auto zu setzen oder aufs Motorrad zu schwingen. Dabei läßt gerade das unbekümmerte Einherlaufen durch Wald und Feld die Gedanken froh werden, uns Abstand gewinnen von den Sorgen und Fragen des Alltags. Der Anmarsch aus der Stadt kann sich getrost motorisiert vollziehen, aber danach sollten wir uns Zeit lassen, durch den Wald zu gehen, durch blühende Wiesen, an munter fließenden Bächen entlang. Wer nur noch vor dem Bildschirm Landschaften genießt, der zerschneidet die letzten Bande zur Natur, diesem nie versiegenden Kraftquell. Technik und Rationalisierung haben geholfen, den Menschen frei zu machen. Aber frei wofür? Um in Kinos zu hocken oder den Lärm und den Gestank der Straßen zu schlucken? Freiheit genießt der Mensch allein, wenn er umherschweift in Wald



Hier bin ich Mensch

und Feld. Im Wanderschritt und im frohen Sprung über Bach und Graben.

Das waren so meine Gedanken, als ich, umgeben vom Rauschen der Wälder und dem Gezitscher der Vögel, auf jenem Baumstumpf saß. Vor mir schimmerten auf weichem Moorboden die weißen Stämme einer Birkengruppe. Wie sehr ist in einer Zeit, in der das Automobil und Flugzeug den Menschengeist regieren und künstliche Monde in das All hinaufgeschossen werden, doch gerade der Baum Sinnbild ruhigen, organischen Wachstums. Vielleicht ist es an der Zeit, daß wir uns im Anblick der Natur und der lebendigen Kraft, die der Schöpfer allesamt in sie hineinströmen läßt, einmal zurückbesinnen auf die Schönheiten unserer Heimat, deren größtes Kleinod der Wald ist.

Wir wollen aus dem Lärm und Betrieb, aus der ständigen Zerstreuung und Ablenkung endlich wieder zu uns selbst finden, in uns und in der Heimatnatur Quellen der Kraft und neuer Arbeitsfreude erschließen. Wer kennt heute noch das befreiende Gefühl, stundenlang auf einer Waldwanderung mit sich allein zu sein, nur im stummen Zwiegespräch mit Bäumen, Bächen und Tieren? Unsere Väter und Großväter wußten noch um die verjüngende Kraft eines ausgedehnten Spazier-

ganges in der Natur. Wie tut es doch gut, nach einem Fußmarsch die Hosenbeine aufzukrempeln und — ganz wie Pfarrer Kneipp empfiehlt — in einem munter plätschernden Bächlein die Beine zu erfrischen. Das ist erquickend, gesund und kräftigend. Die Natur lädt ein zur Besinnung und gibt uns Antrieb und Mut zum Leben und Neubeginn.

Wer hat eigentlich noch den Blick für den grünen Rasen, der sich im Wald wie ein weiches Tuch zwischen den Stämmen dahinzieht; ein Teppich, den kaum ein Fuß berührt zu haben scheint als etwa der leichte Tritt eines Rehes. Sind wir, die der Gefahr der Vermassung ausgesetzten Menschen des Atomzeitalters, überhaupt noch imstande, so etwas in uns aufzunehmen? Und dabei wäre dies doch der natürliche Ausgleich, den wir, die wir im industriellen Leben stehen, so nötig brauchen. Und mögen die Snobs mich auch mitteilidig belächeln: ich habe mir vorgenommen, meinen Urlaub im nächsten Jahr dazu zu nutzen, fernab der großen Straßen die Heimat zu erwandern, vom Münsterland bis hinauf zur Ruhrquelle. Auf „Schusters Rappen“, so wie es vor dreißig, vierzig Jahren noch durchaus in der Ordnung war.

Karl-Heinz Sauerland

Echo der Arbeit



Schalke stand Kopf

„König Fußball“ residierte in Gelsenkirchen, als es dem FC Schalke 04 gelang, durch einen 3:0-Sieg über den HSV zum siebten Male Deutscher Meister zu werden. Tagelang waren die Königsblauen aus Schalke Dreh- und Angelpunkt der Gesprächsthemen im Revier. Dem Verein, mit dem uns in enger Nachbarschaft eine jahrzehntelange Freundschaft verbindet, gilt auch unser Glückwunsch. — Zu den Bildern. Oben: Das zweite Tor ist gefallen; der Torschütze Berni Klodt wird von seinen Mannschaftskameraden beinahe erdrückt, während Jupp Posipal resigniert abdrehet. Darunter von links nach rechts: Die Zweikämpfe zwischen Otto Laszig und Uwe Seeler gaben dem Endspiel eine besondere Note. Aus Freude über den Sieg ihrer Mannschaft bemalten unsere Schalcker Drahtwerker selbst ihre Schutzhelme mit blau-weißer Kreide. Mannschaftskapitän Klodt mit dem „Kuchenteller“, der Meisterschaftstrophäe. Nebstehend: Vor dem Bildschirm, übrigens im Lokal von Berni Klodt, war man ganz und gar aus dem Häuschen. Unten: Besonders erfreut über die „Deutsche“ war Vorarbeiter Hannes Ebert, der vor zwanzig Jahren in der alten Meistermannschaft zwischen Fritz Szepan und Ernst Kuzorra Mittelstürmer spielte. Vor unserem Schalcker Verwaltungsgebäude wird die blau-weiße Vereinsfahne gehißt.

